Wassili Grossman Drei Skizzen des Zeugen

Der sowjetisch-jüdische Schriftsteller Wassili Grossman schrieb als Chronist über einschneidende historische Ereignisse, die er selbst erlebt hatte und die das Europa des 20. Jahrhunderts prägten, darunter die Oktoberrevolution, der Zweite Weltkrieg und der Holocaust. Seine Werke schildern eine welterschütternde Entmenschlichung aus der Perspektive eines Humanisten. Umfang und Tiefe dieses Œuvres lassen sich hier nur in groben Zügen andeuten, als Triptychon: der Zeuge als Chronist, als Jude und als Visionär.

↑ Eine Mutter mit ihrem Kind in Lubny am 16. Oktober 1941 kurz vor ihrer Erschießung durch das Sonderkommando 4a der Einsatzgruppe C. Die Jüdinnen und Juden wurden dazu an einen Ort außerhalb der Stadt gebracht, darunter vor allem Kinder mit ihren Müttern und alte Menschen. Die meisten jungen Erwachsenen des Ortes dienten in der sowjetischen Armee oder waren bereits geflohen. Das Foto ist Teil einer deutschen Bildserie, die in Lubny aufgenommen und als Beweismaterial in Kriegsverbrecherprozessen verwendet wurde.

Von Polly Zavadivker

Der Zeuge als Chronist

Frontberichterstatter zählen naturgemäß zu den Ersten, die das Kriegsgeschehen mit eigenen Augen sehen und Narrative über dessen Bedeutung entwickeln. Ende Juni 1941 meldete sich der 35-jährige Grossman freiwillig bei der Roten Armee, die ihn wegen seiner körperlichen Verfassung abwies, doch sein schriftstellerisches Talent verhalf ihm kurz darauf zu einer Stelle bei der unter Soldaten verbreiteten Militärzeitung *Krasnaja Swesda* (Roter Stern). Ihr Chefredakteur David Ortenberg erinnerte Grossman später als einen sensiblen, grüblerischen und zerrütteten Charakter, der sich „in der Seele der Menschen“ auskannte, aber „völlig untauglich für den Krieg“ gewesen sei. Dennoch verbrachte er mehr als eintausend Tage bei der Roten Armee.

Grossman schrieb wie besessen. Er füllte Dutzende kleiner Notizbücher und unzählige lose Blätter mit Beobachtungen über die menschlichen Katastrophen, deren Zeuge er wurde. Er schrieb in Lastwagen, Zügen und in Hotels, in ausgebombten Gebäuden und zwischen den Ruinen von befreiten Dörfern, Städten, Ghettos und Todesfabriken. Seine hastig aufgezeichneten Eindrücke ergaben eine Chronik des Krieges – rohe, unbearbeitete Skizzen einer Geschichte aus erster Hand. Sie verfolgten ihn bis an sein Lebensende als Themen, denen er in dokumentarischen Essays, Prosa und fiktionalen Werken Hunderte von Seiten widmete.

Für die rund 900 sowjetischen Korrespondenten im Einsatz bei der Roten Armee war Zeugenschaft ein Beruf und ihre Texte folgten politischen und kriegsstrategischen Vorgaben. Diesen Zwängen unterlag auch Grossman, doch hielt er an seinem Stil und seinen Überzeugungen fest. Es ist bekannt, dass er während des Krieges *Krieg und Frieden* las, und auch Leo N. Tolstois frühere Erzählungen über die Belagerung von Sewastopol hinterließen Spuren in den Themen, denen sich Grossman zuwandte.

Annähernd ein Jahrhundert vor dem Zweiten Weltkrieg wusste Tolstoi, dass die Öffentlichkeit Geschichten über Helden, Ruhm und Tapferkeit erwartete. Die Pflicht des Schriftstellers sah Grossman dagegen darin, zu erfahren und festzuhalten, was Soldaten, Krankenschwestern und unbewaffnete Zivilisten erdulden mussten. Mit empathischer Stimme übermittelt, sollten die Leser sich vorstellen können, was er mit eigenen Augen gesehen hatte – Massaker, Verzweiflung und Todesangst.

Im Herbst 1941 besuchte er Tolstois Landgut Jasnaja Poljana. Er sah, wie dessen gesamter Hausstand in den Wirren des Rückzugs für einen fieberhaften Abtransport verpackt wurde. „Tolstois Grab. Über ihm heulen Jagdflieger. Dann wieder der stille, majestätische Herbst.“ Grossman spürte, wie die Zeit kollabierte, wie mit dem demütigenden und schockierenden Vormarsch der Wehrmacht nach Moskau Vergangenheit und Gegenwart ineinanderflossen. „Wie schwer ist das alles. Selten habe ich solchen Schmerz verspürt.“ Derartige Gefühle mussten in den Zeitungsartikeln verdeckt, an ihrer Stelle Fakten erfunden werden. Als Ortenberg wissen wollte, warum keiner seiner Korrespondenten „über die heroische Verteidigung von Orjol“ berichtet hatte, bekam er zur Antwort, „weil Orjol nicht verteidigt wurde.“ Grossmans vor Ort in Fragmenten niedergelegte Chronik konnte die vom Zeugen erfahrene Wahrheit erfassen, wohingegen das gedruckte Wort es vermochte, sie zu verbergen oder eine andere zu erfinden. „Der blutige Körper des Krieges wurde in schneeweiße Gewänder ideologischer, strategischer und künstlerischer Abstraktionen gehüllt“, schrieb er. „Auf der einen Seite die, die den Rückzug erlebt haben, auf der anderen die, die ihn jetzt schönen.“

Nachdem Grossman von September 1942 bis Januar 1943 über die Belagerung Stalingrads berichtet hatte, begleitete er die Rote Armee auf ihrem langen Marsch gen Westen. Als er die menschenleeren Städte und die Stätten des Massenmords in der Ukraine, die Ghettos und Todeslager in Polen sah, wurde er zum Zeugen, der im Namen eines ganzen Volkes sprach.

Der Zeuge als Jude

Geboren 1905 in Berditschew (Berdytschiw), einer Stadt in der heutigen Ukraine, deren Einwohnerschaft zu drei Vierteln jüdisch war, zeigt Grossmans Lebensweg, welche Hoffnungen die Revolution Menschen eröffnete, die unter dem zaristischen Regime rechtlos gewesen waren. Fast eine Million Juden verließen nach 1917 das Ansiedlungsrayon. Sie vollzogen eine erstaunliche kollektive Verwandlung, die von sozialem Aufstieg, Akkulturation und Integration in die Mittel- und Oberschicht der Sowjetgesellschaft gekennzeichnet war. Grossman verschlang europäische Literatur, studierte an der Universität Moskau – Chemie und Ingenieurswesen – und trat in den 1930er Jahren dem Schriftstellerverband bei. Seine Welt war fortan die sowjetische Hauptstadt; Berditschew lag in der Vergangenheit.

Im Sommer 1941 überrannte die Wehrmacht 80 Prozent des Gebiets um Berditschew, das zuvor den Ansiedlungsrayon gebildet hatte. Die Geografie entschied über das Schicksal: Der schnelle deutsche Vormarsch, das schlecht ausgebaute Transportwesen und der Vorrang, der den Parteieliten, Bürokraten und unverzichtbaren Arbeitern bei der Evakuierung beigemessen wurde, hatten zur Folge, dass die in Schtetln und Städten zwischen Minsk, Kiew und Odessa lebenden Jüdinnen und Juden die große Mehrheit der Völkermordopfer in der Sowjetunion ausmachten. Allein in der Ukraine ermordeten die Deutschen bis Ende 1943 schätzungsweise 1,6 Millionen jüdische Bürgerinnen und Bürger; auf dem gesamten sowjetischen Territorium waren es 2,7 Millionen. Grossmans Mutter lebte während des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion im Juni 1941 noch in Berditschew. Es gelang ihm nicht, sie rechtzeitig vor der Wehrmacht in Sicherheit zu bringen, die nur zwei Wochen später, am 7. Juli, eintraf. So verlor er seine Mutter zwei Monate später bei einem Massaker der Einsatzgruppen, die am 14. und 15. September 1941 fast 30 000 Jüdinnen und Juden in der Stadt ermordeten. Im Traum erschienen Grossman Bilder, die sich um die Abwesenheit und den Tod der Mutter drehten. In seinen Texten stellte er sich ihre letzten Augenblicke vor, ihre Gedanken und was sie ihm in einem Abschiedsbrief vielleicht geschrieben hätte.

Im Spätsommer 1943 erreichten viele jüdische Autoren, Fotografen und Soldaten die befreiten Gebiete der Ukraine. Grossman beschrieb die dort vorherrschende Leere und Lautlosigkeit. Das Wissen, dass es auf einst belebten Straßen nun still war wie in einem Museum, war ungleich grauenvoller, als es Weinen und Klagen gewesen wären. Im Vorfeld hatte er sich durch Zeitungsberichte und Briefe bereits ein Bild davon machen können, welches Schicksal die Menschen getroffen hatte. Während der ersten zwei Kriegsjahre erschienen in der russischen Tageszeitung *Prawda* mehrere Artikel, in denen der Massenmord an Juden in Kiew, Luhansk, Donezk, Odessa, Dnipro und Mariupol erwähnt wurde.

Von Mitte 1943 bis Anfang 1945 veröffentlichte Grossman fünf Zeitungsartikel und eine literarische Darstellung darüber, wie der deutsche Faschismus – gestützt auf eine negative Rangordnung von Nationen und Gruppen – die Juden zum Ziel der Vernichtung gemacht hatte. Indem er im Namen des ermordeten jüdischen Volkes zu sprechen und schreiben begann, trotzte er bereits dem späteren sowjetischen Diktum, die 27 Millionen Kriegstoten dürfe man „nicht aufteilen“.

Der sowjetisch-jüdische Schriftsteller, Journalist und Kriegsberichterstatter Wassili Grossman im Alter von 35 Jahren, 1941. ↓

Die *Sixtinische Madonna* (1512/13) des italienischen Renaissancekünstlers Raffael aus der Gemäldegalerie Alte Meister in Dresden gelangte 1945 als Beutekunst nach Moskau. Kurze Zeit nachdem das Bild Grossman 1955 im Puschkin-Museum zu seinem gleich betitelten Text inspiriert hatte, wurde es mit weiteren Kunstwerken von der Sowjetunion an die DDR zurückgegeben und kehrte nach Dresden zurück. ↓

Grossmans Kurzgeschichte *Der alte Lehrer,* veröffentlicht im Juli 1943, und damit einen Monat bevor er selbst die befreiten Gebiete in der Ostukraine erreichte, schildert das Alltagsleben in einer deutsch besetzten ukrainischen Kleinstadt in den Tagen vor einer der sogenannten Großaktionen. In dem Artikel *Ukraine,* der im Oktober 1943 in *Krasnaja Swesda* erschien, gibt er Berichte wieder, wonach die Deutschen 50 000 Leichname von Juden exhumiert und verbrannt hatten, die Opfer des Massakers von Babyn Jar geworden waren. *Ukraine ohne Juden,* verfasst auf Russisch, wurde im November 1943 in jiddischer Übersetzung in *Eynikayt* (Einigkeit) publiziert. Die Wochenzeitung des Jüdischen Antifaschistischen Komitees war zu dem Zweck gegründet worden, im In- und Ausland Unterstützung für die sowjetischen Kriegsanstrengungen gegen Nazideutschland zu mobilisieren. *In den Städten und Dörfern Polens,* im August 1944 auch in *Krasnaja Swesda* veröffentlicht, erzählt die unerhörten Geschichten von Überlebenden des Warschauer Ghettos. Und in dem dokumentarischen Essay *Die Hölle von Treblinka,* den die Literaturzeitschrift *Snamja* (Das Banner) im November 1944 druckte, rekonstruierte Grossman die letzten Momente im Leben der Opfer, bevor die Todesmaschinerie sie vernichtete.

Ukraine ohne Juden wich von der offiziellen Linie ab, die Opfer des Faschismus schlicht als „friedliebende Sowjetbürger“ zu charakterisieren. Was Grossman als Zeuge festhielt, war die Vernichtung des jüdischen Volkes. „Es hat keinen Sinn und es ist auch unmöglich, all die Juden mit Namen zu nennen, die von den Faschisten vernichtet worden sind.“ Er beschrieb die konkrete Gestalt eines Volkes – alte Männer, die am Schabbat mit Gebetsschal durch die Straßen gehen, angesehene Lehrer, Ingenieure, Ärzte, Chirurgen, Wissenschaftler, Mathematiker, Violinisten, Großmütter, Kinder, Kleinkinder und Babys. Was zusammen mit diesen Menschen vernichtet wurde, war der beseelende Geist eines Volkes und sein über Generationen hinweg tradiertes Wissen – ein Geflecht aus Moral, Bräuchen, Kultur, geistigem Leben, Familiengeschichten. Nur fünfzig Jahre zuvor hatte Simon Dubnow das jüdische Volk in seinen *Briefen über das alte und neue Judentum* (*Pis'ma o starom i novom evrejstve*, 1897–1907) als eine „geistige und kulturelle Nation“ beschrieben, die in den „Zentren“ der Diaspora verwurzelt sei. Grossmans Essay war eine Grabrede auf diese Nation.

Im Herbst 1943 schloss sich Grossman den Bemühungen des Jüdischen Antifaschistischen Komitees an, das Schwarzbuch *(Chernaja kniga)* zu erstellen – ein monumentaler Akt der Zeugenschaft in Form von literarischen Essays, übermittelten Berichten und Dokumenten über den Massenmord an den Jüdinnen und Juden in den deutsch besetzten sowjetischen und polnischen Gebieten. Als Ilja Ehrenburg im Frühjahr 1945 die Herausgeberschaft niederlegte, übernahm Grossman und brachte das Werk 1947 zum Abschluss; die Partei verbot indes seine Veröffentlichung. Um Material zusammenzutragen, waren die Schriftsteller des Komitees aufgefordert worden, Überlebende aufzusuchen, ihnen zuzuhören und ihre Worte aufzuschreiben – als historische Beweise, Zeugenschaft und Stimmen der Lebenden wie der Toten. Wie Tolstois Erzähler auf der Krim in den *Sewastopoler Erzählungen* versuchten sie, für die Überlebenden da zu sein und ihre Bürde mit ihnen zu teilen. Die so entstandenen Holocaustzeugnisse wurden vom jeweiligen Opfer und seinem Zuhörer gemeinsam erschaffen. Die Worte bildeten sich in jenem Raum, in dem Sprechen und Zuhören zusammen wirksam waren. Während das Opfer der primäre Zeuge war, wurde der Zuhörer zu einem sekundären. Grossman und seine Zeitgenossen wurden sekundäre Zeugen des Untergangs ihres Volkes.

Der Zeuge als Sehender

Nicht alles, worüber er schrieb, hatte Grossman mit eigenen Augen gesehen, und ob die Leserinnen und Leser die vermittelten Fakten begreifen konnten, schien ihm keineswegs gewiss. Mentale Beschränkungen, die Menschen vor Wahnsinn und Leid schützen, begrenzen auch ihr Vermögen, „den Albtraum dessen, was geschehen ist, zu ermessen“, schrieb er. Dennoch versuchte Grossman, die Leser in die Position von Zeugen zu versetzen. Und dies tat er mit Vorstellungskraft und Visionen.

In seinen Kriegstagebüchern schilderte Grossman Begegnungen mit jenen seltenen Menschen, die selbst unter Umständen, die sie brechen oder töten sollten, ihre Menschlichkeit bewahrten. Wie die Bäuerin in ihrer eisig kalten Holzhütte in Tula, die den Soldaten im furchtbaren Herbst 1941 ihr letztes bisschen Brot und Brennstoff gab, zeichnen sich die Helden in Grossmans moralischem Universum durch Gesten der Großzügigkeit oder Fürsorge aus. Und häufig schreibt er diese Gesten Müttern zu.

Ein Beispiel dafür ist Boris Rosenthal, die Hauptfigur seiner 1943 verfassten Erzählung *Der alte Lehrer*. Als die deutschen Besatzer die Juden einer namenlosen Stadt zu einer Schlucht führen, um sie dort zu erschießen, entwindet ein junger Mann einer deutschen Wache die Maschinenpistole und setzt sich zur Wehr. In dem darauffolgenden Tumult bemerkt Rosenthal, dass die kleine Katja Waisman Mutter und Großmutter verloren hat. Er trägt sie auf seinem schmerzenden Arm, während sie sich der Schlucht nähern:

„Wie soll ich sie trösten, womit sie beruhigen?“, dachte der Alte, und eine unendliche Trauer erfüllte sein Herz. Auch in dieser letzten Minute war niemand da, der ihn hätte stützen können, der ihm das Wort sagen könnte, das zu hören er dürstete, auf das er sein Leben lang gewartet hatte, das ihm höher schien als alle Weisheit der Bücher, als alle großen Gedanken und Handlungen des Menschen.

Das Mädchen wandte sich zu ihm. Ihr Gesicht war ruhig, es war wie das blasse Gesicht eines Erwachsenen, erfüllt von nachsichtigem Mitleid. Und in der plötzlich eingetretenen Stille hörte er ihre Stimme:

„Lehrer“, sagte sie, „schau nicht dorthin, das wäre furchtbar für dich.“

Und wie eine Mutter deckte sie ihre Handflächen über seine Augen.

Das Bild der Mutter taucht in Grossmans Schriften nach dem Krieg immer wieder auf. In dem Text *Die Sixtinische Madonna,* einer bemerkenswerten Reflexion, die er verfasste, nachdem er Raffaels Gemälde 1955 in einer Ausstellung in Moskau gesehen hatte, heißt es, die „junge Mutter, die ein Kind auf dem Arm hält“, sei „die Seele und der menschliche Spiegel“. Der Anblick ihres Gesichts führte ihn nach Treblinka und zu seinen Versuchen zurück, sich die letzten Augenblicke im Leben der Opfer vorzustellen. „Wie oft schaute ich aufmerksam durch dichten Nebel auf die aus dem Transportzug Steigenden, aber immer waren sie schlecht zu erkennen“. Mit dem Antlitz der Madonna aber „sah ich die Wahrheit dieser Gesichter“. Es war das Gesicht der Mutter, die mit unendlicher Liebe und Güte „den Sohn über die schwankende Erde von Treblinka“ trug.

Polly Zavadivker **ist außerordentliche Professorin für Geschichte und leitet die Abteilung für Jüdische Studien an der University of Delaware. Ihr Buch ›A Nation of Refugees. Russia's Jews in World War I‹ (2024) wurde mit dem W. Bruce Lincoln Book Prize ausgezeichnet. Sie arbeitet zu Wassili Grossman als europäischem Schriftsteller im Angesicht des Holocaust.**

Literatur & Quellen

Antony Beevor, Ein Schriftsteller im Krieg. Wassili Grossman und die Rote Armee, übers. von Helmut Ettinger, München 2007.

Wassili Grossman, Der alte Lehrer, in: Ost und West. Beiträge zu kulturellen und politischen Fragen der Zeit 2 (1947), H. 2, 22–44.

Wassili Grossman/Ilja Ehrenburg, Das Schwarzbuch. Der Genozid an den sowjetischen Juden, hg. von Arno Lustiger, übers. von Ruth und Heinz Deutschland, Reinbek bei Hamburg 1994.

Wassili Grossman, Die Sixtinische Madonna, in: ders., Tiergarten. Erzählungen, übers. von Katharina Narbutovi, Berlin 2009, 119–130.

Wassili Grossman, Ukraine ohne Juden, übers. von Jürgen Zarusky, in: Johannes Hürter/Jürgen Zarusky (Hgg.), Besatzung, Kollaboration, Holocaust. Neue Studien zur Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden. Mit einer Reportage von Wassili Grossman, München 2008, 189–200, <https://open.ifz-muenchen.de/server/api/core/bitstreams/5fc58499-af10-4dad-aff5-ef6e75ae6e79/content>.

Alexandra Popoff, Vasily Grossman and the Soviet Century, New Haven, Conn., 2019.

Die Vermessung Ostjerusalems Stadtentwicklung als Ausdruck gelebter Politik

Von Nir Hasson
Aus dem Hebräischen von Michael Hasin

↑ Luftaufnahme des Skopusbergs mit dem britischen Soldatenfriedhof und Blick nach Nordwesten, vermutlich 1931.

Im Jahr 1931 hielt ein Fotograf der christlich-evangelikalen American Colony in Jerusalem das Panorama des Skopusbergs in einer Luftaufnahme fest. Im Zentrum des Bildes ist deutlich das Kreuz des einige Jahre zuvor angelegten britischen Soldatenfriedhofs zu sehen. Dahinter erscheinen die Gebäude der Hebräischen Universität, die sechs Jahre zuvor in einer feierlichen Zeremonie – an der nach Schätzungen etwa 10 Prozent der damals im Land lebenden Jüdinnen und Juden teilnahmen – eingeweiht wurde. Im Tal östlich der Universität zeichnen sich die Häuser des Dorfs Issawiya, in dem laut britischem Zensus damals 558 Menschen in 117 Häusern lebten, und umliegende Felder ab. Abgesehen von diesen Spuren menschlicher Präsenz wirkt die Landschaft nahezu leer.

94 Jahre später, im Dezember 2025, hob erneut ein Flugzeug ab, diesmal im Auftrag der Jerusalemer Stadtverwaltung, um die Landschaft aus der Luft zu fotografieren. Der Vergleich der beiden Aufnahmen fasziniert und sagt viel aus über den Wandel Ostjerusalems innerhalb eines Jahrhunderts.

Nach der Teilung Jerusalems infolge des ersten arabisch-israelischen Kriegs 1948 verblieb der Skopusberg als von der UN überwachte israelische Enklave inmitten des von Jordanien kontrollierten Territoriums. Der dramatische Wandel der Landschaft setzte im Juni 1967 ein, nach der Besetzung des Westjordanlands durch Israel. Durch eine Reihe rasch gefasster Entscheidungen in den ersten drei Wochen nach Kriegsende prägte die israelische Regierung Jerusalem bis heute. Zunächst fiel der Beschluss, die Grenzen der Stadt neu zu ziehen: 70 Quadratkilometer des Westjordanlands wurden Jerusalem zugeschlagen und dadurch offiziell zu einem Teil Israels, während die West Bank bis zum heutigen Tag unter Militärverwaltung steht. Die Regierung beschloss außerdem, in den an Jerusalem angegliederten Gebieten ein groß angelegtes Stadtentwicklungsprogramm einzuleiten, um eine jüdische Bevölkerungsmehrheit zu konsolidieren und einer erneuten Teilung vorzubeugen. Auf Grundlage dieser Entscheidung wurden ausgedehnte Flächen aus Privatbesitz enteignet, neue Stadtviertel errichtet und Schnellstraßen angelegt. Die unbebaute Landschaft veränderte sich bis zur Unkenntlichkeit.

Die Anlage des „nördlichen Riegels“ ab 1969 war das erste dieser Projekte. Durch zwei neue Viertel, Ramat Eshkol (benannt nach dem Premierminister Levi Eshkol, der während der Errichtung des Viertels verstarb) und Ha-Giv'ah ha-Zarfatit (Französischer Hügel), sollte der Skopusberg mit Westjerusalem verbunden werden.

Der Französische Hügel ist auf der Aufnahme unterhalb der Bildmarkierung 2 und linkerhand des mit 1 gekennzeichneten Friedhofs gut zu erkennen: ein geordnetes, grünes Viertel mit klar strukturierter Straßenführung, öffentlichen Gebäuden und Infrastruktur. Es bedarf keiner besonderen Fachkenntnisse, um den dramatischen Kontrast zum angrenzenden palästinensischen Issawiya zu erkennen 3. Obgleich auch Issawiya Israel angegliedert worden war, wurde es, wie die anderen palästinensischen Viertel in Ostjerusalem, jahrzehntelang vom Staat vernachlässigt: Bebauungspläne, die ein legales Bauen in einem dem Bedarf der Bewohnerinnen und Bewohner angemessenen Umfang ermöglicht hätten, wurden nicht erstellt. Es wurde weder in Stadtentwicklung investiert, noch wurden öffentliche Bauten wie Schulen, Kliniken oder Gemeindezentren in ausreichender Zahl errichtet. Über Grünflächen, Spielplätze und öffentliche Parkanlagen verfügt das Dorf, mittlerweile ein urbanisierter Raum, so gut wie gar nicht. Manche Straßen sind bis heute nicht asphaltiert, und auf nahezu allen fehlen Bürgersteige. Der Zustand des Orts spiegelt das feindselige Verhältnis zwischen Staat und Einwohnerschaft klar wider: ein Verhältnis, das gewaltsame Zusammenstöße zwischen Dorfbewohnern und Polizei, Hauszerstörungen, Festnahmen und Straßensperren einschließt.

↑ Luftaufnahme Jerusalems aus dem Jahr 2025, bereitgestellt vom Geoinformationssystem (GIS [TZA]) der Stadtverwaltung Jerusalems.

Da die Einwohner sich aus Mangel an Alternativen gezwungen sahen, am Bauleitplan vorbei und ohne Genehmigung zu bauen, entstanden informelle Gebiete. Solche „grauen Räume“, wie der Geograf und Stadtplanungsforscher Oren Yiftachel sie bezeichnet, sind uns nicht nur aus dem Globalen Süden vertraut, sondern auch aus dem Norden: Wellblechhüttensiedlungen am Stadtrand, Favelas, Flüchtlingslager sowie Dörfer und Siedlungen, die staatlicherseits ignoriert werden. Nach Schätzungen der UN-Habitat leben weltweit rund eine Milliarde Menschen in solchen Strukturen. Doch ein informeller Raum dieser Größe, Dichte und Verwahrlosung in unmittelbarer Nachbarschaft zum Campus der größten Universität eines Landes, das sich wünscht, Teil der westlichen Welt zu sein, ist eine Abnormität – eine weitere der Anomalien Jerusalems.

Südlich von Issawiya liegt eine ausgedehnte unbebaute Fläche, die der Erweiterung des Dorfes dienen sollte 4. Ein gemeinsam von den Einwohnern und der israelischen Stadtplanungs-NGO Bimkom ausgearbeiteter Bebauungsplan scheiterte jedoch kurz vor der Beschlussfassung, da die israelische Regierung entschied, dort den Mount Scopus Slopes National Park anlegen zu lassen – den mit Abstand dürftigsten Nationalpark in Israel im Hinblick auf Kulturerbe und Natur: ohne bemerkenswerte Vegetation, ohne seltene Tierarten, lediglich einige archäologische Überreste, wie sie sich in Jerusalem auf beinahe jedem Feld finden lassen. Der kaum verhohlene Zweck des Parks bestand darin, die Ausdehnung Issawiyas und des benachbarten Viertels At-Tur zu verhindern. Am Ende wurden weder der ursprüngliche Plan der Bewohner genehmigt noch der Nationalpark.

Auf der Luftaufnahme ist unterhalb dieses Gebiets eine Schnellstraße zu erkennen, die den Skopusberg in zwei Tunneln durchquert (die im Übrigen nach der Dichterin Naomi Shemer benannt sind, die mit dem Lied *Yerushalayim shel zahav* [Jerusalem aus Gold] die inoffizielle Hymne des vereinten Jerusalems schuf). Die Straße führt zur israelischen Siedlung Ma'ale Adumim im besetzten Westjordanland. Auch hier offenbart sich die erhebliche Ungleichheit zwischen den Investitionen zugunsten israelischer Bürger und jenen für die palästinensischen Bewohner.

Nördlich von Issawiya verlaufen die Fernstraße Nr. 1, die von Jerusalem zum Toten Meer führt, und die Sperrmauer: eine neun Meter hohe Betonmauer, errichtet nach den Anschlägen der Zweiten Intifada, um Terroristen den Zugang nach Jerusalem zu verwehren. Allerdings wurde die Mauer nicht exakt an der Annexionslinie – der Grenze zwischen dem Westjordanland und Ostjerusalem – errichtet. Stattdessen verläuft sie innerhalb des vereinigten Jerusalem und schneidet das Flüchtlingslager Schuafat 5 von der übrigen Stadt ab, obwohl dieses formell zu Jerusalem gehört. An Punkt 6 der Aufnahme ist der Checkpoint zu sehen, über den die Ein- und Ausfahrt aus dem Lager erfolgt.

Für das Leben der palästinensischen Einwohner Jerusalems, insbesondere in den Flüchtlingslagern, hatte die Sperrmauer weitreichende

↑ Wohntürme im Flüchtlingslager Schuafat, im Vordergrund die Sperrmauer, auf deren anderer Seite die israelische Siedlung Pisgat Ze'ev liegt.

Konsequenzen. Unmittelbar nach ihrer Errichtung zog sich Israel – Polizei, Stadtverwaltung sowie Unternehmen der Daseinsvorsorge und Telekommunikation – nahezu vollständig aus dem Lager zurück, und ein Zustand weitgehender Anarchie zog ein. Es entstanden Dutzende Hochhäuser ohne Plan und Baugenehmigung. Man sieht die Schatten, die sie werfen (die Aufnahme wurde um die Mittagszeit angefertigt, und der Schatten fällt nach Norden). Hintergrund dieser Entwicklung ist eine weitere Entscheidung der israelischen Regierung vom Juni 1967, vermutlich die wichtigste von allen: Die palästinensischen Bewohner der annektierten Gebiete erhielten lediglich einen vorläufigen Aufenthaltsstatus, jedoch nicht automatisch die volle israelische Staatsbürgerschaft. Bis heute sind mehr als 90 Prozent der palästinensischen Einwohner von Ostjerusalem, 40 Prozent der Stadtbevölkerung, keine israelischen Staatsbürger und können somit weder an den Wahlen zur Knesset teilnehmen noch einen Reisepass beantragen.

Der wichtigste Unterschied, der sich deutlich im Stadtbild niedergeschlagen hat, besteht darin, dass den palästinensischen Einwohnern der Aufenthaltsstatus entzogen werden kann. Da dieser von Israels Oberstem Gerichtshof an den Wohnort gebunden wurde, erlöschen mit ihm einhergehende Rechte, wenn der Wohnsitz außerhalb des israelischen Staatsgebiets verlegt wird. Darunter fallen beispielsweise Ansprüche auf Sozialleistungen, eine Krankenversicherung oder Arbeitserlaubnis, das Recht auf Hochschulzugang, einen Führerschein und vieles mehr. Damit ist es Einwohnern Ostjerusalems nicht möglich, ohne gravierende Verluste ins Westjordanland zu ziehen, obwohl dieses die nahe liegende Peripherie des Ostteils der Stadt bildet. Stattdessen müssen sie sich innerhalb der Stadtgrenzen in informell errichteten Gebäuden zusammendrängen. So erklären sich die riesigen Wohntürme, die im Flüchtlingslager Schuafat scheinbar über Nacht aus dem Boden schossen. Von dem Moment an, in dem die Inspektoren der Jerusalemer Bauaufsicht ihr Interesse an dem Geschehen jenseits der Sperranlage verloren, wuchsen die Hochhäuser empor. In vieler Hinsicht haben diese Bauten (wie sie auch in Kafr Aqab, der zweiten von der Mauer abgetrennten Enklave im Norden Israels, entstanden) einen Teil der Wohnungsnot der palästinensischen Einwohner der Stadt gelöst. Doch der Preis, den sie dafür zahlten, war enorm: Die Existenzbedingungen in den überfüllten Türmen mit mangelhafter Infrastruktur und Grundversorgung in einem von Anarchie und Gewalt geprägten Raum sind desolat.

Anderthalb Kilometer vom Flüchtlingslager Schuafat und wenige Hundert Meter von Issawiya entfernt befindet sich der Campus der Hebräischen Universität 7. Auch dieser Campus blieb von den Fehlentscheidungen der israelischen Regierung nach dem Sieg von 1967 nicht unberührt. In den 1970er Jahren wurde er um die historischen Bauten auf dem Skopusberg herum neu errichtet und spiegelt in seiner Architektur sowohl die Euphorie und das Überlegenheitsgefühl als auch die Ängste jener Tage. „Der Campus wurde als ‚neo-kreuzzüglerischer' Ausdruck des Siegestaumels, des anschwellenden Ultranationalismus und der israelischen Euphorie wahrgenommen, die in der Zeit zwischen dem Sechstagekrieg und dem Yom-Kippur-Krieg vorherrschten", schreibt der Architekt David Kroyanker. Der Journalist und Schriftsteller Amos Elon urteilte 1980, noch vor dessen Vollendung, über den Campus:

Unter rein ästhetischen Gesichtspunkten handelt es sich um ein befremdliches Werk, das seine Betrachter in einen Zustand der Depression (wenn nicht sogar der Klaustrophobie) versetzt. […] *Ein Labyrinth aus trostlosen Tunneln und Korridoren, die sich über Kilometer hinziehen, und kalter Wind pfeift durch die Gänge. Entworfen wurden sie in einer anderen Ära – von Megalomanen der Architektur, Bürokratie und Wirtschaft* […] *– als Verbindungselemente zwischen massigen Bauten von festungsartiger Gestalt mit Fenstern so schmal wie Bleistifte oder Schießscharten.*

In den langen, dunklen Gängen auf dem Campus lässt sich noch ein weiterer Prozess beobachten, der aus der Vogelperspektive nicht zu erkennen ist: Die Sperranlage brachte indes nicht nur Unheil über die Bewohner Ostjerusalems, sondern drängte sie unbeabsichtigt auch stärker in die israelische Gesellschaft hinein. Statt an Universitäten im Westjordanland oder in der arabischen Welt zu lernen, kommen immer mehr Palästinenserinnen und Palästinenser zum Studium auf den Skopusberg. Diese Integration und die Begegnungen zwischen israelischen und palästinensischen Studierenden geben Anlass zur Hoffnung, dass sich die Landschaft des Skopusbergs innerhalb des nächsten Jahrhunderts vielleicht zum Besseren verändert: zugunsten der Menschen, die um ihn herum leben.

Nir Hasson ist Jerusalem-Korrespondent der Tageszeitung ›Ha'aretz‹ und forscht an der Hebräischen Universität Jerusalem unter anderem zur Typologie Ostjerusalems. 2026 war er als Fellow am Dubnow-Institut in Leipzig.

Ein Netzwerker des untergehenden Yiddishlands Ben Zion Goldbergs Nachlass an der University of Pennsylvania

Von Jakob Stürmann

Im Sommer 1929 korrespondierte der Redaktionsleiter der jiddischen Zeitung *Der tog* (Der Tag) mit dem in Berlin ansässigen Historiker Simon Dubnow. Letzterem war gestattet worden, Tagebuchauszüge aus seinem Leben im Russländischen Reich abzudrucken. Nun bot er dem New Yorker Blatt weiteres Material an:

Andere Artikel oder Erinnerungsberichte sind für mich gerade schwer zu schreiben, da ich so beschäftigt bin mit meinem letzten Band der „Weltgeschichte". Ich denke aber, dass Notizen aus einem Tagebuch für den Leser nicht weniger interessant sind wie literarische Erinnerungen. Es liest sich lebhaft, der Leser wird gefesselt von den tagtäglichen Eindrücken des Autors und seiner Umgebung.

Der osteuropäisch-jüdische Historiker, der im selben Jahr seine zehnbändige *Weltgeschichte des jüdischen Volkes* fertigstellte, ist in der heutigen Fachwelt ein bekannter Name. Im Gegensatz dazu geriet der mit ihm korrespondierende Ben Zion (B. Z.) Goldberg (1895–1972) nahezu in Vergessenheit. Dabei gehörte Goldberg zu den wichtigen amerikanisch-jüdischen Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Er agierte als Journalist, Publizist, politischer Aktivist und nicht zuletzt als Nachlassverwalter des berühmten jiddischen Schriftstellers Scholem Alejchem. Als Zeitungskorrespondent unternahm Goldberg mehrere monatelange Reisen durch Europa, Asien und Lateinamerika. Dabei zeigte er ein besonderes Interesse an der Sowjetunion und am Mandatsgebiet Palästina/Israel. Mit der Zugänglichmachung von Ben Zion Goldbergs Nachlass am Kislak Center for Special Collections, Rare Books and Manuscripts der University of Pennsylvania Ende 2024 ist die Erforschung dieser facettenreichen Persönlichkeit nunmehr möglich. Zu hoffen ist, dass hiervon in den nächsten Jahren rege Gebrauch gemacht werden wird.

1895 im Ansiedlungsrayon des Zarenreichs unter dem Namen Ben Zion Waife geboren, emigrierte Goldberg als Teenager in die USA. Nach Abschluss seiner Schulzeit absolvierte er in New York ein Studium. Dort lernte er Scholem Alejchems jüngste Tochter kennen, die er 1917 heiratete. In den 1920er Jahren begann Goldbergs journalistische Karriere. B. Z. publizierte überwiegend auf Jiddisch, teilweise aber auch in englischer und hebräischer Sprache. Seine beiden auf Englisch publizierten Bücher *The Sacred Fire. The Story of Sex in Religion* (1930) und *The Jewish Problem in the Soviet Union* (1961) zeugen von seiner Interessensvielfalt. 1972 verstarb der jiddischsprachige Journalist und Publizist während einer Israelreise überraschend. Er wurde auf dem Kiryat-Shaul-Friedhof in Tel Aviv beigesetzt.

Auf vielfältige Weise wirkte Goldberg als jüdischer Netzwerker und Mittler. Besonders intensiv engagierte er sich für den Austausch mit Jüdinnen und Juden in der Sowjetunion. In den 1920er und 1930er Jahren war er Mitglied mehrerer jüdischer Organisationen des politisch linken Spektrums, darunter die Organisation für jüdische Kolonisation in Russland (IKOR), der Jüdische Kulturverband (IKUF) und das American Committee for the Settlement of Jews in Birobidjan (Ambijan). Alle drei hatten das Ziel, jüdisches Leben in der Sowjetunion zu stärken. 1934 reiste Goldberg als Zeitungskorrespondent erstmals selbst in die Sowjetunion. Auf dieser Reise besuchte er auch das sowjetisch-jüdische Ansiedlungsgebiet Birobidjan im Osten des Landes.

Während des Zweiten Weltkriegs intensivierte Goldberg diese Unterstützungsbemühungen. Als Vorsitzender eines Empfangskomitees für eine zweiköpfige Delegation aus der Sowjetunion verzeichnete er 1943 einen seiner größten Erfolge: Inmitten des Krieges führte er den jiddischsprachigen Schauspieler Solomon Mikhoels und dessen Schriftstellerkollegen Itsik Fefer durch Nordamerika. Bei zahlreichen Auftritten in öffentlichen Stadien schilderten die sowjetisch-jüdischen Emissäre Zehntausenden die gegenwärtig leidvolle Situation der europäischen Judenheiten. Vermittelt über Goldberg, trafen sie zudem auf bekannte jüdische Repräsentanten wie Stephen Wise, Nahum Goldberg, James Rosenberg und Tamar de Sola Pool sowie auf jüdische Intellektuelle und Künstler wie Albert Einstein und Marc Chagall.

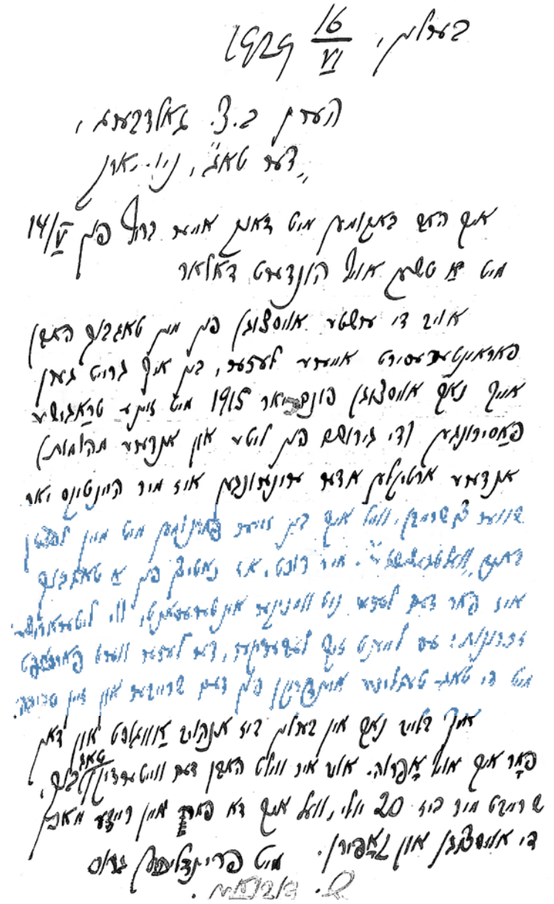
Nach Kriegsende setzte sich Goldberg intensiv für weitere jüdische Kooperationsprojekte zwischen den USA und der Sowjetunion ein. Angesichts des spätstalinistischen Antisemitismus und des sich bereits anbahnenden Kalten Kriegs blieben diese Aktivitäten jedoch weitgehend erfolglos. Auch deshalb wandte er sich verstärkt Israel und dem jüdischen Leben in Lateinamerika zu.

Goldbergs vielfältiges Engagement spiegelt sich in seinem umfangreichen Nachlass wider. Der Bestand umfasst mehr als vierzig laufende Meter und gliedert sich in sieben Teilbestände: I. Korrespondenz, II. Publikationen, III. Archivalien von und über Scholem Alejchem, IV. Persönliches und Familiäres, V. Öffentlichkeitsarbeit, VI. Forschungsmaterialien und Notizen sowie VII. Thematische Ordner. Der Bestand enthält nahezu alle journalistischen und publizistischen Schriften Goldbergs sowie seine umfangreiche überlieferte Korrespondenz. Hinzu kommen zahlreiche Notizen, Artikel und Fotografien zu seinen Reisen; Plakate und Flyer zur Ankündigung von Vorträgen in verschiedenen US-Städten und private Unterlagen.

Teilbestand III ist für die kulturwissenschaftliche Forschung von besonderer Bedeutung. Hierin sind unter anderem Manuskripte und Notizen zu dem von Marie Waife-Goldberg verfassten Buch *My Father, Sholem Aleichem* (1968) aufbewahrt. Darüber hinaus umfasst er Manuskripte von Scholem Alejchems Theaterstücken, Adaptionen seiner Werke sowie Schriftwechsel, in denen Urheberrechte und andere Anfragen zu seinen Werken verhandelt werden. Besonders hervorzuheben sind die wenigen Originalbriefe von und an Scholem Alejchem, die auf Russisch, Englisch und Jiddisch verfasst sind.

Nicht minder interessant ist Teilbestand VII. Vornehmlich nach den Weltregionen sortiert, legte Goldberg Mappen an, in denen er verschiedensprachige Zeitungsausschnitte, Berichte und Hintergrundartikel zu für ihn relevanten Themen und Personen des öffentlichen Lebens sammelte. Im Nachlass wurde diese über Jahrzehnte angelegte Sortierung weitgehend beibehalten, was eine Nachzeichnung seines sich in der Zeit wandelnden Denkens ermöglicht. Wie viele jüdische Intellektuelle seiner Generation beschäftigte sich Goldberg mit den schmerzlichen Brüchen und Diskontinuitäten jüdischen Lebens im 20. Jahrhundert. Zugleich zeigt dieser Teilbestand, dass er über Themen wie den Holocaust, den spätstalinistischen Antisemitismus und den Niedergang der jiddischen Sprache hinaus auch andere gesellschaftspolitische Fragen in den Blick nahm. Darunter fallen etwa die Frauenbewegung, der Marxismus, der Islam sowie Fragen von Armut, Drogen und Bildung.

Anhand der erwähnten Korrespondenz zwischen Simon Dubnow und Ben Zion Goldberg lässt sich auf eine große Herausforderung des Nachlasses verweisen. Aufgrund des schieren Umfangs und der sprachlichen Hürden – ein großer Teil ist in jiddischer Sprache – konnte dieser bislang nicht vollständig erschlossen werden. So fehlt die Dubnow-Korrespondenz im online zugänglichen Findbuch. Der zitierte Brief sowie drei weitere Schreiben des Historikers finden sich vielmehr im Konvolut der „nicht identifizierten jiddischsprachigen Korrespondenz". Forschenden ist daher unbedingt zu empfehlen, sich nicht ausschließlich auf das Findbuch zu verlassen, sondern auch in die noch nicht erschlossenen Archivbestände hineinzuschauen. Bei ausreichenden Jiddischkenntnissen sind weitere interessante Funde garantiert.



Jiddischsprachiger Brief von Dubnow an Goldberg vom 16. Juni 1929 mit dem Angebot, Material zur weiteren Verwendung in der Zeitung *Der tog* zur Verfügung zu stellen. →

↑ Der teilsortierte Nachlass im Kislak Center, 2024.

Findbuch des Nachlasses von Ben Zion Goldberg.

Jakob Stürmann unterstützte das Team des Kislak Centers im Sommer 2024 bei der Teilerschließung des Ben-Zion-Goldberg-Nachlasses. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im internationalen Graduiertenkolleg ›Belongings: Jewish Material Culture in Twentieth-Century Europe and Beyond‹ an der Universität Leipzig, wo er zur jüdischen Auswanderung aus der späten Sowjetunion forscht. 2024 erschien von ihm ›Mission ‚Eynikayt'‹. Die Welttournee des Jüdischen Antifaschistischen Komitees 1943‹.

Impressum

Die nächste Ausgabe von Jüdische Geschichte & Kultur erscheint im Frühjahr 2027 — Thema: ›Brief‹.

Kontakt
Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow

Goldschmidtstraße 28
04103 Leipzig
Tel. +49 341 217 35-50
magazin@dubnow.de
www.dubnow.de

Herausgeberin
Yfaat Weiss

Herausgeberinnen des Themas
Elisabeth Gallas, Annette Wolf

Redaktion
Nicolas Berg, Jörg Deventer, Elisabeth Gallas, Jan Gerber, Caroline Jessen, Markus Kirchhoff, Enrico Lucca
CvD: Petra Klara Gamke-Breitschopf und Anneke Schmidt unter Mitarbeit von Maximilian Winkler

Übersetzungen
Felix Kurz (aus dem Engl.)
Lucia Engelbrecht / Michael Hasin / Margarita Lerman (aus dem Hebr.)

Gestaltung
HawaiiF3
Büro für visuelle Kommunikation Leipzig
www.hawaiif3.de

Verlag
Metropol Verlag,
Ansbacher Straße 70, 10777 Berlin
www.metropol-verlag.de

Druck
PögeDruck, Leipzig
www.poegedruck.de

ISBN 978-3-86331-874-1
ISSN 2567-8469

© 2026 für alle Beiträge:
Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow.
Alle Rechte vorbehalten.

SACHSEN
Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe

Paula Ansaldo (Buenos Aires/Leipzig), **Sivan Beskin** (Tel Aviv), **Anna Maria Droumpouki** (Los Angeles, Calif./Athen), **Yehuda Dvorkin** (Jerusalem), **Amir Eshel** (Stanford, Calif.), **Elisabeth Gallas** (Leipzig), **Robert Gerwarth** (Dublin), **Hans-Joachim Hahn** (Aachen), **Nir Hasson** (Jerusalem), **Christoph Hesse** (Berlin), **Bert Hoppe** (Berlin), **Marko Martin** (Berlin), **Christoph Mick** (Warwick), **Ulrike Saß** (Leipzig), **Irina Scherbakowa** (Berlin), **Laura Schilling** (Leipzig), **Yevheniia Shyshkina** (Leipzig), **Jakob Stürmann** (Leipzig), **Annette Wolf** (Berlin), **Polly Zavadivker** (Newark, Del.)

Fotovermerke & Bildquellen

Wir haben für alle Abbildungen die entsprechenden Inhaber der Rechte ermittelt. Sollten dennoch Ansprüche offen sein, bitten wir um Benachrichtigung.

Umschlag: PAP/Zdzisław Wdowiński, **1:** © Dubnow-Institut/Anna Weise, **4:** BArch, Bild 146-1987-038-29/o.Ang., **5:** Neue Nationalgalerie/Andres Kilger, ©VG Bild-Kunst Bonn, 2026, **6:** Library of Congress, Geography and Map Division, https://lccn.loc.gov/2004627137, **8:** Hamburger Institut für Sozialforschung, Sammlung Hähle, **9:** Wikimedia Commons (gemeinfrei), **10**: © Gemäldegalerie Alte Meister, SKD. Foto: Estel/Klut, **13:** Wikimedia Commons (gemeinfrei), **15:** (oben) Center for Urban History of East Central Europe, Lviv, Sammlung Igor Kotlobulatow; (unten) Wikimedia Commons (gemeinfrei), **16, 17:** Dmitri Kharitonov, Jewish Paper Money in Russia (2003), 45 und 65, **18, 19:** Privat, Ernst Strouhal (Foto); Nachlass Elias Canetti, Zentralbibliothek Zürich (Textdokument), **20:** Karikatur von Arie Navon, Ausschnitt aus einer hebräischen Zeitung; **21:** (oben) Deutsches Exilarchiv 1933–1945, Frankfurt am Main, Nachlass Leo Perutz EB 86/094-C.05.0031. © privat; (unten) © Paul Zsolnay Verlag Wien 2007, **23:** © Y. Smilansky family, **24:** Am Oved, Tel Aviv, **25:** (oben) Archiv des Zentralrats der Jüdischen Gemeinden in Griechenland, Foto: Anna Maria Droumpouki; (unten) American Jewish Joint Distribution Committee Archives, NY_AR_45–54, ID 679035, **26:** © Photographic Archive of The Jewish Museum of Greece; (Mitte) ebd. (52V_33); (unten) ebd. (04S-01), **27:** © Historical Collection of The Jewish Museum of Greece, **32, 33:** Editions du Carrefour, **35, 37:** © Irina Scherbakowa, **39–41:** Photograph courtesy of the American Jewish Historical Society, New York. From the Theater and Film Poster Collection of Abram Kanof (P-978), **42:** Library of Congress, Prints & Photographs Division, LC-DIG-matpc-22148, **43:** © Municipality of Jerusalem/GIS (TZA), **44, 45:** © Hagai Agmon-Shnir, **47:** Museum der bildenden Künste Leipzig, Dauerleihgabe der Förderer des Museums der bildenden Künste Leipzig e.V., **48, 49:** Museum der bildenden Künste Leipzig, **50:** Jüdisches Museum Berlin, Inv.-Nr. 2008/305/32, **51:** Jüdisches Museum Berlin, Inv.-Nr. 2008/305/26, **52:** Jüdisches Museum Berlin, Inv.-Nr. 2008/305/13, **53:** (oben) Jüdisches Museum Berlin, Inv.-Nr. 2006/198/7; (unten) Jüdisches Museum Berlin, Inv.-Nr. 2006/198/11, **54, 55:** © Oxford University Press, **56:** © Manchester University Press, **57:** Courtesy of Russell Vandyk and Rainbow Jews, **58:** © Wallstein Verlag, **59:** Ilja Dworkin/Archiv des Petersburger Instituts für Judaistik, **60, 61:** © Éditions Grasset & Fasquelle, **63:** (oben) B. Z. Goldberg papers, 1873–1989 (bulk: 1917–1976), Arc MS 1, Kislak Center for Special Collections, Rare Books and Manuscripts, University of Pennsylvania; (unten) © Jakob Stürmann.

Titelbild: Temporäre Pontonbrücke über die Weichsel in Warschau im Jahr 1947. Das Foto wurde von Zdzisław Wdowiński (1920–2002) aufgenommen, der selbst am Warschauer Aufstand im Spätsommer 1944 beteiligt war, bei dem sämtliche Brücken über den Fluss von den deutschen Besatzern zerstört worden waren.

Abonnement- und Einzelheftbestellung

Metropol Verlag, veitl@metropol-verlag.de oder im Webshop unter www.metropol-verlag.de
Erscheinungsweise: einmal jährlich (Frühjahr), Preis: € 14,00 (D), € 17,20 (international)